

»Wie im Fluge schießen unsere Gedanken an uns vorbei, in Bildern wie von einer tieffliegenden Drohne gemacht, hinaus in neue Welten, um das Abenteuer einer immer schneller verlaufenden Zeit in berausenden Farben festzuhalten.«

Das Gift der Qualle

Ein Segeltörn in der Andamanensee

Deutschlands kälteste Nacht in diesem Jahr ist angekündigt, -20 °C sagen die Wetterfrösche voraus, und schon wieder melden einige ihre Zweifel am Klimawandel an. Was aber wohl die wenigsten wissen: Früher herrschten solche Temperaturen manchmal wochenlang. Aber der Mensch vergißt, kann oft nur ein Jahr zurückdenken. Und trotzdem: Ich will hier weg, dem Feinstaub entfliehen, Meeresluft atmen und die Seele baumeln lassen.

Das Flughafenambiente ist heute zu dem geworden, was früher einmal die Bahnhofsatmosphäre war. Die ganze Welt scheint auf Achse zu sein, daher frage ich mich, was die Menschen umtreibt. Vielleicht haben sie einfach nur zuviel Geld oder zuviel Zeit? Noch weiß ich nicht, was mich in Thailand erwarten wird, denn gut zwanzig Jahre ist es her, daß ich das letzte Mal hier war. Außer dem Skipper kenne ich noch keinen von denen, die in den nächsten zwei Wochen eine Jacht auf engstem Raume mit mir teilen werden. Aber das ist auch gut so, denn sonst hätte ich schon so manche Reise erst gar nicht angetreten, denn die Chemie zwischen zwei Menschen ist nur allzu wichtig, aber leider stimmt sie in vielen Fällen schon lange nicht mehr. Mag es daran liegen, daß ich mittlerweile einer anderen Generation angehöre, die mit den Jüngeren nicht mehr zurechtkommt, oder vielleicht, daß die

Mentalitätsunterschiede zwischen Rheinlandern und Bayern unüberbrückbar sind, oder liegt es einfach nur daran, daß die Welt jeden Tag aufs neue immer seltsamere und wesensfremdere Exemplare ausspuckt, bedingt durch die schrankenlose Vielfalt und Vermischung, die den Einzelnen immer einsamer macht? Wohin soll das führen? Die Idee einer großen gemeinsamen Familie, in der jeder jeden kennt, sie ist verflochten, und was einmal verlorengegangen ist, das kehrt von selbst nicht wieder.

In Abu Dhabi ist der erste Teil der Reise überstanden, nachdem der Flug ohne Zwischenfälle verlief. Lediglich die Beinfreiheit war etwas eingeschränkt, aber dafür ist der Flughafen so weitläufig, daß man sich anschließend die Füße ausgiebig vertreten kann. Schon am Morgen herrschen milde 14 °C, und es liegt leichter Bodennebel auf dem Rollfeld. Die Zeit an Bord kann ich einmal mehr dazu nutzen, mir die komplette Trilogie von „Der Herr der Ringe“ anzusehen und ins Reich der Träume zu entfliehen. Es ist ein wunderbares Erlebnis, dieses mittelalterliche Fantasiespektakel mit all seinen unwirklichen Handlungen auf sich wirken zu lassen, wobei sich einem die Frage stellt, ob es das Grausen ist oder das Entzücken, das der Film auslöst, welches überwiegt.

Nach der etwas verspäteten Landung ist das Geldabheben das größte Problem,

DAS GIFT DER QUALLE

da der Geldautomat meine Kreditkarte einbehält und die Banken vor meinen Augen schließen. Mein zweiter Versuch ist endlich erfolgreich, nun kann der Urlaub beginnen. Hätte der Geldautomat auch meine zweite Kreditkarte einbehalten, hätte ich ein Problem gehabt.

Die Fahrt mit dem Taxi ist um 20 % teurer als noch im Vorjahr, was wohl an der steigenden Inflation liegen muß. Im übrigen verkehren die Taxis ohne Taxameter, die Fahrpreise sind festgelegt, der Fahrer läßt nicht mit sich handeln.

Bei stockdunkler Nacht komme ich in der Marina an, der Rest der Crew ist schon zum Abendessen gegangen. Über zwei der Telefonnummern, die mir der Skipper gegeben hat, kann ich ihn nicht erreichen, erst mit der dritten klappt es.

Im Restaurant lerne ich die Crew kennen. Es ist ein kleines Team dieses Mal, bestehend aus drei Frauen und drei Männern. Sportlichkeit kann man bei dieser Crew allerdings auf Anhieb nicht erkennen, alles Wohlstandsmenschen, denen Essen und Trinken über alles geht und die viel Schlaf brauchen. Als ich höre, daß wir am nächsten Morgen erst um 10 Uhr auslaufen werden, habe ich die Nase bereits voll. Weile ohne Eile ist eigentlich keine seglerische Devise. Natürlich sind wir im Urlaub, das weiß ich auch, aber ein bißchen ehrgeizigere Ziele würden nicht schaden, und wir könnten in unserer ohnehin knapp bemessenen Zeit mehr erleben.

Irgendwann am nächsten Morgen, nach einem gemütlichen Frühstück, nachdem alle darauf gewartet haben, daß ich endlich mit dem Abwasch fertig bin, heißt es dann „Leinen los“ und wir laufen aus, gegen den Strom und unter Maschine, verlassen den Jachthafen von Phuket, gehen zwischen den Inseln Ko Ngam und Ko Payu hindurch, durch die Meerenge Chong Pat Phra hinaus in die

Phang-Nga-Bucht, einem malerischen Inselgewirr, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat.

Nachdem der Törn schleppend angefahren ist, mit späten Auslaufzeiten, wenig Wind und keinen genauen Zielvorgaben, kommt es bei einigen meiner Mitsegler bereits am ersten Tag zu irrationalen Gefühlsausbrüchen. Das erst gestern ausgehandelte Tagesziel, gegen welches keine Einwände erhoben worden waren, wird nach kaum einem Tag auf See schon wieder in Frage gestellt. Als wir aufgrund einer aufkommenden Flaute die Segel streichen, drohen Johann und Ilse, unser älteres Ehepaar, von Bord zu gehen, weil sie einen Segeltörn gebucht hätten und nicht den ganzen Tag nur unter Maschine laufen wollten. Sie bringen plötzlich Optionen ins Spiel, die gestern gar nicht in Erwägung gezogen worden waren, z.B. wo sich überall gute Schnorchelgelegenheiten bieten, weichen auf Ablenkmanöver aus, nur um sich den Härten und der Langeweile, die ein Segeltörn manchmal so mit sich bringt, nicht unterziehen zu müssen. Als ich ihnen erkläre, daß man Wind nicht buchen könne, weil es damit manchmal so seine liebe Not hat, verfallen sie urplötzlich der fixen Idee, den Segeltörn in einen Tauchurlaub umwandeln zu müssen, und zeigen mit dem Finger auf der Karte, wo man überall gut baden kann. So irrational sind Menschen nun einmal, sie machen stets aus der Not das Beste. Zum einen vertragen sie die Hitze nicht, zum anderen sind sie nicht belastbar, wo ihnen doch bereits das Herumsitzen Probleme bereitet, und drittens sind sie mit ihrem Leben generell unzufrieden, weil sie nichts daraus gemacht haben. Dabei heißt es im Crew-Vertrag ausdrücklich: „Die Crew beschließt gemeinsam“, wie sie den Törn zu gestalten gedenkt. „So viele Menschen, so viele Meinungen“,

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

sagt ein mittelalterliches Sprichwort. Es war absehbar, daß wir uns nicht würden einigen können, weil keiner von uns auch nur einen Fußbreit weichen will. Mich hat noch nicht einmal jemand gefragt, was eigentlich meine Ziele sind. „Ich ... ich ... ich“ ist das einzige, was ich immer wieder zu hören bekomme. Anstatt zu begreifen, daß Wind und Wetter die einzigen Größen sind, die das Handeln auf einem Segeltörn bestimmen, der andernfalls von nichts anderem als Langeweile geprägt ist, wird grundlos die Konfrontation gesucht. Wären es Menschen desselben Schlages, die sich da zusammengefunden haben, so existierten alle diese Probleme nicht. So aber ist es eine ständige Qual, nicht sein eigener Herr sein zu können. Das hätte aber auch jeder vorher wissen können. Nun ist die Uniformitätsregel verletzt, die Urlaubsfreude der anderen zerstört, man kann sich gegenseitig nicht mehr in die Augen sehen, und man ist schon am Anfang froh, wenn endlich alles vorbei ist. Auf all das war ich vorbereitet, und ich lasse es mittlerweile klaglos über mich ergehen, weil ich mich ebensowenig dem Überdruß der Welt entziehen kann wie die andern.

Nachdem der Wind tagsüber wieder etwas abgeflaut ist, wird die Erreichung unseres Tagesziels vor Einbruch der Dunkelheit immer unwahrscheinlicher. Das erneute Motoren führt bei einigen wieder zu Zweifeln an der Schiffsführung. Sie können nicht verstehen, daß Planung und Umsetzung eines Ziels zwei verschiedene Dinge sind.

Die Zeitverschiebung habe ich auch nach nunmehr zwei Tagen noch nicht vollends gemeistert, da ich tagsüber immer noch ein Mittagsschläfchen brauche, um frisch zu bleiben. Anderen, die weniger gut schlafen können an Bord, liefert das sogleich wieder Zündstoff für

Diskussionen über die richtige Art des Urlaubs. Damit sind speziell jene zwei Österreicher gemeint, die ein Schreiben ihres Anwalts bei sich haben und dieses dem Skipper sogleich bei Ankunft unter die Nase hielten, wahrscheinlich zu dessen Einschüchterung. Nun besitzt dieser nicht gerade die Persönlichkeit, um andere mit Zucht und Strenge zu führen. Daher keimen immer wieder Meutereien auf. Manche Leute verwechseln ein Schiff mit der Meinungsfreiheit, die ihnen das tägliche Leben beschert.

Pünktlich vor Sonnenuntergang gehen wir vor Ko Phi Phi Don vor Anker. Ganz im Norden der Insel liegt die Lanah Bay. Mit dem Schlauchboot setzen wir bei mondheiler Nacht zur Küste über, um dort unser gewohntes Abendessen einzunehmen. Dabei wurde uns keine Schwimmwesten-tragepflicht auferlegt, weswegen einige Mitsegler dem Skipper sofort Vorhaltungen machen, er habe seine Aufsichtspflicht verletzt.

Am nächsten Morgen, nach einer wegen des unruhigen Liegens ziemlich unerträglichen Nacht fühle ich mich wie gerädert. Das schlimmste aber war, daß der Skipper alle zwei Stunden aufgestanden ist, um den Sitz des Ankers zu prüfen. Als Schiffsführer schläft man von Hause aus schlecht, weil man eine große Verantwortung trägt. Nichtsdestotrotz weiß keiner, was Ralf mit sich herumträgt, was er vorhat und wie es weitergeht. Improvisation kann auch nervenaufreibend sein, weil er keine festen Zeiten bekanntgibt, wann morgens geweckt, wann gefrühstückt und wann aufgebrochen wird. Jeder auf diesem Schiff kann tun und lassen, was er will, sein eigenes Programm auflegen. Jeder krabbelt aus den Federn, wann es ihm gerade paßt. Während die einen schon am Herd stehen, sind andere noch unfriert und laufen im Nachthemd herum.

DAS GIFT DER QUALLE

Es gibt kein vernünftiges Frühstück, weil die einen entweder gar nicht daran teilnehmen, während andere meinen, eine dreiviertel Tasse Kaffee für jeden sei genug, und wieder andere zu denken scheinen, daß man Toast auch ohne Brotaufstrich verzehren kann. Lieblos werden Dinge aus dem Kühlschrank geholt und anschließend wieder darin verstaut, nur um weiterzuschimmeln.

Somit sind wir am heutigen Tage auch nicht sehr weit gekommen, gerade soweit, daß wir um Ko Phi Phi Don herumsegelt sind und Kurs auf die Moskito-Insel Ko Yung aufgenommen haben. Bei einer Fahrt von bis zu 6,5 kn hoch am Wind macht das Segeln so richtig Spaß, allen Unkenrufen des gestrigen Tages zum Trotz. Danach halten wir auf das Inselchen Ko Mai Phai zu, für einen Bade- und Schnorchelstop. Während die anderen zum Landgang das Dingi benutzen, schwimme ich schnorchelnderweise zur Insel hinüber. Die Entfernung ist größer, als ich gedacht habe, so daß ich ganz schön erschöpft ankomme. Die Klippen am Strand sind messerscharf, aber mit mehr Glück als Verstand komme ich ohne Verletzungen davon. Ein Thai, der mir auf meinem Weg um die Insel herum begegnet, zeigt mit dem Finger auf etwas, um mir anzudeuten, daß ich vorsichtig sein solle. Tatsächlich raschelt da etwas unter dem Baumstamm, es muß sich um ein mächtiges Tier handeln. Als ich genau hinsehe, bekomme ich gerade noch mit, wie sich die riesige, schwarz-weiß gestreifte Schlange davonmacht. Danach begegnet mir eine blonde Schönheit oben ohne, die einsam den Strand entlangläuft. Dies irritiert mich fast mehr als die Schlange, zumal dieses Geschöpf von großer Schönheit ist. In diesem Moment schießt mir derselbe Gedanke durch den Kopf, den auch sie hat. Sie denkt: „Ob der

wohl was will?“ und ich denke, daß mir offenbar das Paradies lacht, wenn mir zwei Schlangen an einem Tag begegnen. Natürlich drehe ich mich nach jeder hübschen Frau um, die stolz an mir vorbeischiebt.

Da die Insel nicht groß ist, finde ich alsbald meine Mitsegler. Das Dingi liegt auch schon am Strand. Als wir zurück zum Schiff wollen, läuft es aus Ungeschicklichkeit des Skippers voll Wasser. Dieser vergißt immer wieder, daß der Stöpsel nicht drin steckt oder er zieht ihn versehentlich raus. Auch das Starten des Außenborders gelingt ihm lange nicht, bis er irgendwann herausfindet, daß der Hebel nicht in der richtigen Stellung sitzt. Und nachdem heute scheinbar unser Unglückstag ist, fliegt auch noch die Sicherung, als ich den Anker aufhole.

Nach unserem Badestop stechen wir wieder in See, mit Kurs Ost auf die Insel Ko Pu zu, die allerdings überwiegend flach und ohne jeden Reiz ist. Es gibt hier auch keine geschützten Buchten, aber zum Glück flaut der Wind abends ziemlich ab. Das Abendessen in einem französisch geführten Restaurant ist der krönende Abschluß des Tages. Unserer jüngsten Mitseglerin, die noch Großes vorhat und Ärztin werden will, geht es nicht gut, sie verweigert seit gestern jede Nahrungsaufnahme. Aus irgendeinem nichtigen Anlaß erzählt sie, daß sie einen 5 Jahre jüngeren Freund habe. Da denke ich mir, aus ihr wäre wohl besser ein Mann geworden, denn jede kluge Frau nimmt sich lieber einen etwas älteren Mann, der besser situiert ist. Oft wissen solche Frauen nicht, daß ihre Schönheit bald verblichen ist, und daß sie dann nicht mehr so attraktiv auf Männer wirken wie in jungen Jahren. Dies wird spätestens dann offenkundig, wenn der Partner sich einer Jüngeren zuwendet, denn im Sexualleben des Mannes haben

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

nun einmal die körperlichen Reize einer Frau Vorrang vor ihren geistigen. Dieser Tag endet daher etwas unromantisch. Bis auf einen leichten Sonnenbrand, den ich mir beim Schnorcheln geholt habe, geht es mir aber ausgezeichnet.

Von Ko Pu nehmen wir am nächsten Morgen Kurs auf die Inselgruppe Ko Dam Khwan und Ko Dam Hok, zwei überaus malerische, aber auch vielbesuchte Inselchen mit durchweg steilen Klippen und einer wunderschön üppigen, tropischen Vegetation. Keine dieser Inseln ist touristisch erschlossen, aber es gibt herrliche Sandstrände und türkisblaues Wasser ringsum. Aufregende Felsformationen, die das Herz eines jeden Kletterers höher schlagen lassen, lassen mich in Gedanken Kletterführer hinauf zum Gipfel finden. Da wir nirgends sicher ankern können, weil der Untergrund entweder felsig oder der Wind überall, wo es schön wäre, aufländig ist, müssen wir dieses grüne Paradies alsbald wieder verlassen.

Seit gut 6 Stunden stehe ich nunmehr am Ruder, ohne daß mir das Rudergehen irgendeiner aus der Gruppe abnehmen würde. Sie lassen sich gerne herumschippern, meine Mitsegler, vergessen aber ganz, daß ich in meiner Eigenschaft als Ersatzskipper auch nichts anderes bin als ein zahlender Reisegast, der zu nicht mehr verpflichtet werden kann als die andern. Speziell unsere Damen genießen ihren Urlaub ohne größere sportliche Ambitionen und muten uns Männern zusätzlich zur Seemannschaft auch noch den Abwasch zu. Einzig Johann weigert sich bislang kategorisch, sich an der Essenszubereitung zu beteiligen. Er ist noch vom alten Schlage, als dies ausschließlich Aufgabe der Frauen war.

Nach soviel Fahrt sind wir früh in unserem Zielhafen eingetroffen, segeln beschaulich nur mit der Fock die Krabi-

Küste entlang, die an dieser Stelle auf Laem Phra Nang größte landschaftliche Schönheit aufweist. Leider stören auch hier wieder der Massentourismus und die lärmend vorbeifahrenden Longtails.

Zum Abendessen haben unsere Thailand-Experten genau wieder das richtige Restaurant ausgesucht. Sie scheinen sich gut auszukennen und treffen mit sicherem Blick immer die beste Wahl. Die Rai Leh Beach ist allerdings mehr ein Ort für Pauschaltouristen. Wie man als individuell reisender Segeltourist auf die Idee kommen kann, hier anzulegen, erfordert ein tieferes psychologisches Verständnis der „älteren“ Psyche. Und die Zeiten der Schönen und Reichen sind auch endgültig vorbei. Die thailändische Bevölkerung ist in den 20 Jahren, seit ich das letzte Mal hier war, genauso gealtert wie die deutsche. Soviel ich mich erinnern kann, war damals das Angebot an jungen Frauen deutlich größer, und vom Sextourismus bemerkt man auch kaum noch etwas. Es werden zwar nach wie vor überall Thai-Massagen angeboten, aber wer weiß, ob sich dahinter immer etwas Ernstes verbirgt. Dafür zeigen sich die Kehrseiten der westlichen Zivilisation immer deutlicher: Plastikmüll, dieselgeschwängerte Abgase eines regen Verkehrs, ja sogar Spaßballons läßt man aufsteigen, die sich dann als Kunststoffreste im Meer wiederfinden und der Brandung überlassen bleiben, die sie irgendwo an Land spült.

Nach diesem Lichterglanz schreiben wir schon wieder einen weiteren Tag, und bei einigen zeichnen sich erste seglerische Ermüdungserscheinungen ab. Am Morgen fällt der Wind achterlich ein, und mit ebendiesem Wind laufen wir auch aus. Der Skipper befiehlt, nur mit dem Groß zu segeln, doch wer dies schon einmal selbst ausprobiert hat, weiß, wie luvgiertig sich ein Schiff ohne

DAS GIFT DER QUALLE

Fock verhalten kann. Fallen unversehens Böen ein, schießt man ohne vorherige Korrektur der Segelstellung unvermutet in den Wind und hat kaum eine Chance, dies allein durch Ruderlegen auszugleichen. Zu spät erkenne ich, daß unseren Damen schon der Angstschweiß auf der Stirn steht. Jedesmal, wenn eine Böe kommt und das Schiff entsprechend krängt, herrscht lautes Gekreische. Besonders klug war die Entscheidung unseres Skippers zugegeben nicht, aber die Entscheidungen an Bord trifft er. Besser wäre es gewesen, das Schiff nur von der Fock ziehen zu lassen. Nachdem unseren Damen das Segeln nunmehr ganz und gar nicht mehr gefällt, werden die, die davon nicht genug bekommen können, kaum daß wir ausgelaufen sind und das Kap mit der Sommerresidenz des thailändischen Königs umrundet haben, von den Unzufriedenen gezwungen, schon wieder die Segel zu streichen. Aber so ist das eben im Leben: Erst lamentieren sie und drohen von Bord zu gehen, weil sie einen Segeltörn gebucht hätten, und wenn sie dann endlich nach Herzenslust segeln können, ist es auch wieder nicht recht. Jetzt will es die Laune der Crew, daß wir uns zum Baden und Schnorcheln anschicken, obwohl dieser flach zulaufende Teil der Insel dafür denkbar ungeeignet ist. Ein Sonnenbad in der größten Mittagshitze ist ebenfalls ein Einfall, den nur sonnengeschädigte Deutsche haben können. Jeder vernünftige Mensch, ja sogar jedes Tier verhält sich zur Mittagszeit ruhig und wird erst nachts aktiv. Aber es ist andererseits auch einmal ganz wohltuend, die „Reisegesellschaft“ nicht an Bord zu haben, um den nötigen Abstand zu finden. Überhaupt habe ich den Eindruck, ich werde als Ersatzskipper als jemand angesehen, auf dem man seinen Unmut abladen kann, obwohl ich genauso Segler bin wie jeder andere an

Bord. Aber der Deutsche von heute, dieser wild zusammengewürfelte Haufen, ist nun einmal ein undisziplinierter, konfuser und auf jede gesundheitliche Bedrohung wie eine Mimose reagierender Zeitgenosse, dem die viele Freiheit, die er seit Beginn der Demokratie genossen hat, gleichzeitig auch geschadet hat, eine Freiheit, die ihn zum Übermut treibt. Dazu gehören kulturmissionarisches Gehabe, Sozialwahn, diverse Spleens und Verhaltensstörungen ebenso wie die übertriebene Sorge um Fremde, Tiere und alle, die irgendwie eine schwere Kindheit hatten. Sobald eine Frau anfängt, von ihrer Katze zu erzählen und sich mehr um ihren Hund kümmert als um sich selbst, weiß man, was die Stunde geschlagen hat und warum sie allein ist. Die Gründe sind überall dort zu suchen, wo andere Anstoß nehmen. Überhaupt wissen offenbar viele nicht, was sie wollen. Mich langweilen alle, die außer ungetrübtem Lebensgenuß nichts im Sinn haben, aber auch solche, die mangels Freiräumen oder Privatleben nur über ihren Beruf erzählen können.

Vom Skipper erfahre ich, daß der nächste Törn vollständig ausgebucht ist, also noch eine Person mehr an Bord kommt. „Welche Macken und Flausen die wohl wieder haben?“ denke ich mir im stillen. Kaum irgendwo sonst lernt man die Kehr- und Schattenseiten eines Menschen so gut kennen wie auf einer Yacht. Wenn sich dazu noch persönliche Abneigung gesellt, entsteht ein giftiges Gemisch aus gegenseitiger Abhängigkeit und Haß.

Nach einem halben Tag reinen Zeitotschlagens, den einige zum Baden und Schnorcheln nutzen, andere zum Surfen im Internet, weil sie des Gewohnten nicht entbehren können, brechen wir am nächsten Morgen von unserem wenig einladenden Ankerplatz in Richtung

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

Norden auf. In der Frühe weht noch genügend Wind, so daß wir Segel setzen können. Wir gehen zwischen den Inseln Ko Ka und Ko Kaya hindurch und dann um die Nordinsel Ko Yao Noi herum, denn die Durchfahrt zwischen den Inseln Ko Yao Yai und Ko Yao Noi ist für Jachten nicht zu empfehlen.

Der Ko-Hong-Archipel besteht aus einer Reihe äußerst romantischer, von türkis-blauen Wassern umspülten Inselchen mit heiß-gelben Sandstränden und einer üppig wuchernden Vegetation, die just aus dem schroffen Kalkgestein zu sprießen scheint. Es ist ein Anblick wie im Paradies, zu dem Jugend, Schönheit und Liebesromantik gehören – was wohl auch andere erkannt haben müssen, denn leider gibt es diese Attribute in Thailand längst nicht mehr: mit Plastikmüll verschmutzte Strände und weggeworfene Dosen gehören zu den Schattenseiten des Badetourismus. Wer den Unrat hinterlassen hat, ob Einheimische oder Touristen, spielt für die Beurteilung keine Rolle, denn Tatsache bleibt: Die Menschen kommen offenbar ausschließlich hierher, weil sie die Reinheit und Unberührtheit der Natur nicht ertragen können, und setzen deshalb ihre Duftmarken in der einen oder anderen Form. Ja es scheint, als hätten die Menschen – wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen möchte – einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, sich der Natur immer weiter zu entfremden. Somit tut es uns einerseits in der Seele leid, alles um uns herum im Sumpf des Menschseins versinken zu sehen, andererseits müssen wir die, die dazu den Anstoß gegeben haben, aber auch verurteilen und verwünschen.

Als wir am Abend in der Bucht von Ao Labu ankommen, können wir am Strand keinerlei touristische Infrastruktur erkennen. Der Wind hat noch dazu deutlich aufgefrischt, so daß die ersten

Stimmen laut werden, nicht von Bord zu gehen. Bevor wir ein Risiko eingehen, beschließen wir daher, auf dem Schiff zu Abend zu essen. Unsere Überbleibsel müssen ohnehin aufgebraucht werden, und deutsche Art ist es nun einmal, was man gezahlt hat auch aufzuessen. Daran erkennt man den kleinen Mann. Das sehen unsere zwei Österreicher übrigens genauso.

Am nächsten Morgen, nach einem bescheidenen Frühstück – denn fast alle außer mir sind der Eier überdrüssig – laufen wir nur mit der Fock die Westküste von Ko Yao Yai entlang bis zu einer einsamen Ankerbucht. Dort wird ein letztes Bad genommen, ehe es dann, gegen Mittag, hinüber nach Phuket geht. Ich gehe wie fast immer bei dieser Crew Ruder, auch der Kurs ist leicht zu halten: schöner halber Wind. Leichte Bewölkung ist aufgezogen, als wir wieder die Marina von Phuket erreichen. Vor dem Anlegen müssen wir noch kurz an die Tankstelle. Wir haben vergleichsweise wenig Treibstoff verbraucht. Kein Wunder bei dem vielen Wind, den wir die ganze Woche über hatten. Als wir getankt haben, lotsen uns die Thais hinüber zum Steg. Am Kai stehen schon andere bereit, unsere Leinen aufzunehmen. Nahezu nichts bleibt dem Zufall überlassen, auch die Reinigung nicht. Während dieser ganzen Woche haben wir außer Phuket nicht eine einzige weitere Marina kennengelernt, wahrscheinlich hätte es innerhalb unseres Aktionsradius auch keine andere gegeben. Als wir bereits festgemacht am Steg liegen und unser Anlegerbier trinken und dabei vom Skipper eröffnet bekommen, daß wir noch einmal Hafengebühren bezahlen müssen, rastet Johann vollständig aus und bekommt wieder einen seiner berühmten Tobsuchtsanfälle, brüllt lautstark auf dem Schiff herum, daß man ihn

DAS GIFT DER QUALLE

in der ganzen Nachbarschaft hören kann und beschimpft den Veranstalter und den Skipper als Gauner. In einer Art Amoklauf streift er seine Bordschuhe ab, nimmt sie auf und schmettert sie weit ausholend mit weithin hörbarem Knall auf den Boden. In Asien würde man sagen, er hat sein Gesicht verloren, weil man sich auf diese Weise lächerlich macht, bei uns dagegen heißt es: „Belende Hunde beißen nicht.“ Als ich vom ersten Landgang zurückkomme, haben unsere zwei Österreicher beschlossen, von Bord zu gehen. Andrea, unsere gelernte Krankenschwester und berufene Ärztin, geht mit ihnen. Gemeinsam haben sie ein Komplott geschmiedet. Sie ziehen es vor, statt eines gemeinsamen Abschiedsessens, wie es am Ende eines Segeltörns üblich ist, sich ihren Anteil an der Bordkasse auszahlen zu lassen, weil ihnen die 6 Euro Liegegebühr pro Person als zu hoch erscheinen. Ralf tut mir in dem Moment richtig leid, denn gegen mich haben sie ja nichts, und alle reichen mir zum Abschied die Hand. Inge, Johannis Frau, küßt mich sogar, aber der Abschied ist im ganzen nicht wehmütig. Wir sind uns nach einer Woche erzwungenen Beisammenseins gegenseitig auf die Nerven gegangen, und das alles entlädt sich nun wie in einem Blitzgewitter. Am hilflosesten ist in solchen Auseinandersetzungen immer der Skipper, der seine Firma zu vertreten hat und sich nicht wehren kann, dessen Art es aber meist auch ist, vorhandene Mängel kleinzureden und Dinge, die nicht in Ordnung sind, zu beschönigen. Erfahrene Reisegäste wissen das und nutzen diese Schwächen häufig auch aus. Viel Ehre können sie damit allerdings nicht einlegen. Unser Abendessen lassen wir uns deswegen aber nicht verderben. Zwar sind wir nur noch zu dritt: Silke, Ralf und ich, aber wir werden auch in

dieser kleinen Runde unseren kulinarischen Genuß haben.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr kommen zwei Thai-Frauen, um unser Boot zu reinigen. Mit ihrem nasalquakenden Dialekt hört man sie schon von weitem schnattern. Und in zwei Stunden werden die ersten Neuen eintreffen. Aber das Sprichwort sagt: „Etwas Besseres kommt nicht nach.“ Ob sich das bestätigen wird, dürfte sich bald zeigen.

Als erster trifft mein neuer Kojenpartner ein: Wilhard. Er ist Professor und Laborarzt für Erbkrankheiten und hat sogleich jede Menge Gesprächsstoff im Gepäck – mit Sicherheit ein guter Unterhalter. Als nächstes kommt unser Pärchen, welches eine Doppelkabine gebucht hat. Ob die beiden auch miteinander verheiratet sind oder nur zusammenleben, wird sich noch herausstellen. Sie jedenfalls ist promovierte Biologin, die sich demnächst habilitieren will, und heißt Vera, ihr Partner Stefan ist ein eher gemütlicher und ganz ruhiger Vertreter, der mit seinem Manager-Magazin, das er bei sich hat, ein typisches Exemplar dieser Gattung ist. Als Dritte und vorerst letzte im Bunde taucht Johanna auf, eine Single so um die dreißig, gutaussehend und schlank. Von ihr fühle ich mich sofort erotisch angezogen, und nach spätestens drei Tagen voller Entbehrungen würde ich sie herumkriegen, dessen bin ich mir sicher. Den anderen Männern an Bord traue ich aufgrund ihres Alters keine Verführungskünste mehr zu. Auch wenn ein nicht unerheblicher Altersunterschied zwischen uns liegt, so will ich doch wenigstens ein Abenteuer.

Nun fehlt noch ein weitere weibliche Person, die mit Johanna die Koje teilen wird, Annette, aber sie kommt leider zu spät, als daß wir heute noch auslaufen könnten. Ich erkläre Vera, daß nicht al-

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

les, was im Programm steht, so wortwörtlich zu nehmen sei, wie es zu lesen ist, denn dieser Passus dient hauptsächlich dazu, den Törn länger erscheinen zu lassen, als er tatsächlich ist.

Silke ist schnell verabschiedet, als letzte von der alten Crew, und nun kann endlich der Törn mit der neuen losgehen. Die vorbereitenden Einkäufe und das anschließende Bunkern der Vorräte ziehen sich über gut drei Stunden hin. Darüber ist es später Nachmittag geworden, als der Skipper überraschend erklärt, daß er nachts nicht fahren werde. Ein entsprechender Ankerplatz liegt auch nicht in der Nähe, so daß ein Auslaufen angesichts der knappen Wasservorräte und der sanitären Situation äußerst unlogisch wäre. Die Crew ist dafür wohl auch zu bequem, die Frauen nicht leidgeprüft genug, die Männer ohne militärische Zucht. So etwas kann nicht gelingen, da der Deutsche alles zu sehr mit Bedacht tut, und das in einer Langsamkeit, daß von Blitzartigkeit keine Rede mehr sein kann. Der träge Geist des modernen Menschen hat uns alle erreicht, das kann nicht ohne Folgen für uns alle bleiben. Jeder, der schon etwas älter ist, kann über die letzten drei Jahrzehnte hinweg ein wachsendes Chaos feststellen, und diese Strömung hat nun auch unseren Segeltörn erreicht.

Am Abend gehen wir alle gemeinsam essen, dabei sind die Mücken Gesprächsthema Nummer eins. Es sind allerdings nicht die gefährlichen Erkrankungen, die von ihnen übertragen werden und weswegen man sich schützen sollte, sondern die kaum sichtbaren Einstiche, wegen denen unsere Crew sich Sorgen macht. Sie diskutieren das Problem so, als gleiche es einer Nahtoderfahrung. Viel schlimmer ist, daß das Lokal, welches wir aufgesucht haben, namens Mamas & Papas, über Toiletten verfügt, die sich

zum Hinsetzen nicht eignen. Den Besuch sollte man daher auf Nach-dem-Essen verschieben, da einem sonst leicht der Appetit vergehen könnte. Noch ehe die Speisen serviert sind, reihen sich die Bierflaschen bereits zu einer Kette auf, dabei sind wenigstens zwei Antialkoholiker unter uns, und eine Mitseglerin fehlt immer noch. Als Crewletzte taucht sie dann plötzlich und unerwartet am Tisch bei uns auf, nachdem wir alle schon ziemlich ausgelassen sind und keiner mehr mit ihr gerechnet hatte. Die Mannschaft ist somit komplett.

Mir persönlich sind diese langen, sich ins Endlose hinziehenden Gelage stets zuwider, bei mir muß alles ein absehbares Ende haben, weil sich sonst vieles nur im Kreise dreht und man keinen Schritt vorankommt. Und worüber ich mich auch schon richtig ärgern kann: gerade unsere Jüngste, Johanna, raucht am Tisch ganz ungeniert eine nach der andern. Sie gehört zu der Sorte Frau, der man die Zigarette erst aus dem Mund ziehen muß, wenn man sie küssen will. Viele scheinen außerdem immer noch zu glauben, daß Segeltörns eines der letzten Refugien seien, wo das Rauchen noch erlaubt ist, da man dabei ja überwiegend an der frischen Luft ist und beim Essen meist auch draußen sitzt. Aber dem ist nicht so; die Front gegen die Raucher weitet sich zunehmend auch auf den Segelsport aus, zumal Rauchen ja extrem unспортlich ist. Als wir abends noch lange draußen sitzen, uneingedenk, daß wir morgen frühzeitig loswollen, und der Alkoholismus ungeachtet der vielen Kalorien, die sich dabei auf Brust und Bauch festsetzen, bis zur Erschöpfung getrieben wird, mache ich den Anfang und klinke mich aus der Runde aus. Schon beim Einkaufen habe ich mich gefragt, was die vielen Flaschen Rotwein sollen, wo wir doch bereits mit dem täg-

DAS GIFT DER QUALLE

lichen Anlegerbier unser nötiges Quantum intus haben, und wer diese Menge bei dem tagsüber herrschenden Alkoholverbot nach dem Abendessen, bei dem auch schon reichlich Bier durch die ausgetrockneten Kehlen fließt, noch trinken soll. Alkoholismus ist eines der schleichenden Probleme unserer Zeit und Ausdruck einer dekadenten Gesellschaft. Zur Dekadenz gehört aber unstreitig das Merkmal, daß sie von den Betroffenen selbst nicht wahrgenommen wird. Die Antwort, die denen, die andere darauf ansprechen, häufig entgegengehalten wird, lautet schlicht: „Ja und?“ Die Menschen bekennen sich also noch ausdrücklich zu ihren Ausschweifungen und Lastern, die meisten wohl, weil sie am Sinn des Lebens verzweifeln. Dabei könnte man den Nihilismus leicht auch durch Sex überbrücken, aber für diese Option sehe ich heute bei Johanna keine Möglichkeit mehr, also gehe ich mit gutem Beispiel voran und ziehe mich in meine Koje zurück.

In dieser Nacht schlafe ich sehr schlecht. Die Nachbarcrew auf dem Schiff neben uns, lauter Polen, feiert ausgelassen die ganze Nacht hindurch. Flüche werden ausgestoßen, die auf meiner Seite in Verwünschungen übergehen. Behaupten sie doch bis heute, wir Deutschen hätten sie überfallen, dabei war doch damals kaum ein Volk krieglüsterner als das polnische, und der Nichtangriffspakt war rechtzeitig vorher gekündigt worden, aber erst, nachdem Polen bereits gegen Deutschland mobil gemacht hatte. Außerdem sind 1534 das Vereinigte Polen und Litauen zuerst in deutsches Gebiet eingefallen, auch wenn es nur Deutschordensgebiet war; niemand hatte sie darum gebeten. Was 1939 folgte, war eine späte Konsequenz dieses polnischen Überfalls auf Preußen, provoziert durch die Mißhandlung der deut-

schen Minderheit in den besetzten Gebieten, und damit wären wir quitt gewesen. Den Krieg haben indes Frankreich und England erklärt, allerdings nur Deutschland, nicht aber Rußland, das in Polen ebenfalls kriegerisch eingefallen war.

Unser erstes gemeinsames Frühstück am nächsten Morgen läßt das erwartete Chaos noch übertreffen. Die meisten dürften sowieso nicht hungrig gewesen sein, weil sie noch vom Vorabend satt waren. Daher wird alles lieblos angerichtet. Am Tisch fehlen die Servietten, die Gabeln und die Löffel, die man in die Marmelade steckt, um nicht mit butterbeschmierten Messern in den Gläsern herumrühren zu müssen. Aber es sind bis auf mich ausschließlich Norddeutsche an Bord, während sich die letzte Crew überwiegend aus Süddeutschen zusammensetzte, die mehr Sinn für Sauberkeit mitbrachten. Nur Wilhard kann man loben: Er brät außerordentlich gute Spiegeleier.

Das Auslaufen gestaltet sich wie schon am vorigen Sonntag bei schwachem Wind und unter Maschine für mich, der ich diese Etappe schon kenne, äußerst langatmig. Doch die neue Crew scheint seglerisch mehr auf dem Kasten zu haben als die letzte. Wir laufen zu meist unter Maschine die Insel Ko Yao Yai längs ihrer Westküste ab und nehmen dann Kurs auf die Phi Phi Islands. Obwohl ich Ralf vorgeschlagen habe, Phi Phi Leh anzulaufen, steuert er erneut Phi Phi Don an, die Hauptinsel, sehr zu meinem Verdruß. Schließlich einigen wir uns dann doch darauf, wenigstens nicht ein zweites Mal in der gleichen Bucht zu ankern. Da die Zeit knapp wird, müssen wir das letzte Stück um das Kap herum unter Maschine ablaufen. Ein Wendemanöver, das nötig ist, um eine Untiefe zu umschiffen, mißlingt.

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

Die Crew wurde vom Skipper nicht in das Manöver eingewiesen. Ähnlich schwierig gestaltet sich das Ankermanöver. Ralf, der diese Bucht anscheinend nicht kennt, überträgt seine Unsicherheit – er kann seine Nervosität nicht voll verbergen – auf die Mannschaft. Beim ersten Versuch hält der Anker nicht, das zweite Mal haben wir Grundberührung, da wir zu dicht unter Land sind, und beim dritten Anlauf liegt unsere Ankerkette auf der eines Nachbarschiffs. Nach gut eineinhalb Stunden eifrigen Bemühns können wir auch ohne Heckanker, wenn auch etwas unruhig, die ganze Nacht über liegen.

Am nächsten Morgen erwartet uns eine weitere böse Überraschung: Johanna, unsere reizende junge Hamburgerin, hat beschlossen, das Schiff zu verlassen. Sie sagt, es gehe ihr nicht gut, das habe aber nichts mit uns zu tun, sie wolle nur vom Rest des Urlaubs noch etwas haben, anstatt bloß seekrank auf dem Boot herumzuhängen. Sie möchte, daß wir sie auf der nächsten, in der Nähe des Festlands gelegenen Insel absetzen. Ihren Vater, selbst ein Jachtbesitzer, würde das zwar nicht mit Stolz erfüllen, aber früher hätte sie nie Anzeichen einer Seekrankheit bei sich entdecken können. Ich frage sie, warum sie dann zwei Armbänder um ihre Handgelenke trage, die offenbar ein Präparat gegen die Seekrankheit enthielten, worauf sie antwortet, erst vor geraumer Zeit hätte sie negative Erfahrungen mit Übelkeit an Bord gemacht. Sie habe das aber auch jetzt so geschickt vor uns verborgen, daß es niemand bemerkt habe. Auch der ganze heutige Tag sollte für sie zu einer einzigen Qual werden. Einmal lag sie an Deck herum, dann wieder im Salon, und dabei setzte sie eine Mine auf wie andere nach dem Genuß einer Zitrone. Dabei ist sie ein äußerst reizvolles Geschöpf, und sie ist für

ihre Generation außergewöhnlich schlank. Ob aber die Seekrankheit der wahre Grund ihres Absprungs ist, werden wir wohl niemals erfahren. Vielleicht waren wir ihr mit unserem Durchschnittsalter von über 40 einfach nur zu alt und sie hatte sich ein jüngeres Publikum erwartet? Ich erinnere mich, daß sie eingangs sagte, daß sie gerade eine Trennung hinter sich habe, und vermute, daß auch dies zu ihrem labilen Zustand beigetragen hat, der sich in einem immensen Zigaretten- und einem ebenfalls nicht geringen Alkoholkonsum niederschlägt. Auf jeden Fall wird durch ihren Weggang die Frische an Bord fehlen, zumal sie auch die einzige ist, auf der meine Blicke länger verweilten und die meine Fantasie auf erotische Abwege hätte führen können.

Die anschließende Überfahrt unter Segeln bei auffrischenden Winden erfüllt höchste seglerische Ansprüche. Wir müssen sogar das erste Reff an Groß- und Vorsegel einlegen, damit die Krängung das Schiff nicht noch stärker in die Horizontale legt. Mehrere Böen drohen uns einen unfreiwilligen Beihnah-Aufschieber machen zu lassen, wobei es selbst einem guten Skipper nicht immer gelingt, die Segelfläche den ständig wechselnden Windverhältnissen anzupassen. Wilhard, unserem Ältesten, entgleitet aus Ungeschicklichkeit die Winskurbel, die dabei ins Meer fällt, so daß wir insgesamt nur noch eine haben. Zusätzlich nerven mich seine ständigen schulmeisterlichen Belehrungen, was bei welchen Windverhältnissen jeweils das Gebotene sei, denn wir andern sind schließlich auch keine seglerischen Neuanfänger. Nicht zuletzt deswegen kommen wir viel zu zeitig auf Ko Lanta Yai an, nämlich bereits am frühen Nachmittag. Diese Insel ist durchaus kein Urlaubsparadies, aber wir müssen

DAS GIFT DER QUALLE

sie anlaufen, weil Johanna, die schlagartig wieder aufblüht, sobald nur die Wellen nachlassen, dort abgesetzt zu werden wünscht.

Wir drei jüngeren Männer nutzen die Gelegenheit sogleich zu einer gut einstündigen Thai-Massage, die man hier zu einem Spottpreis erhält. Die erste freierwerbende Masseurin schnappt mich sogleich, nimmt mich wie ein Kind bei der Hand und deutet mir an, mich ausziehen und aufs Bett zu legen. Sie ist die schönste der insgesamt drei Frauen, die uns nahezu simultan in die Mangel nehmen, um uns eine Stunde lang wie einen Brotteig durchzukneten. Ich lasse es so über mich ergehen, wie es kommt. Zunächst beginnt das zarte Geschöpf mit einigen gekonnten Griffen, mein Rückgrat Wirbel für Wirbel auseinanderzuziehen. Danach wird die Muskulatur geknetet, der Körper mehrfach gewendet, und immer sitzt die kleine Thai mit ihrem gesamten Gewicht auf mir und bietet alle Kräfte auf, damit es mir zusehends heißer wird. Wie Feuer brennt nun mein ganzer Körper. Mittlerweile haben auch Ralf und Stefan, die beiden anderen im Bunde, ihre Damen zugewiesen bekommen, so daß das Zeremoniell nun auch bei ihnen beginnen kann. Den drei Thai-Frauen bereitet es ersichtlich Vergnügen, uns „leiden“ zu sehen. Sie kichern um die Wette im Terzett und amüsieren sich köstlich über uns, so daß es ganz gut ist, daß wir nicht verstehen, was sie untereinander bereden. Nur soviel höre ich heraus, daß es um die Korpulenz meiner Kollegen geht. Ich gebe meiner Masseurin anschließend ein tüchtiges Trinkgeld, fühle mich aber nach dem Durchmassieren – bei dem kein Körperteil ausgespart bleibt, an dem nicht Maß genommen wird – eher matt und abgespannt als frisch und angeregt.

Mit dem Dingi müssen wir, um abends noch ein Restaurant zu erreichen, wieder eine längere Bootsfahrt machen. Nach gut einer Woche kenne ich nun die thailändische Küche in- und auswendig, und ich habe eigentlich alles satt. Mich locken weder Hummer, Krebse noch Tiger prawns mehr. Außerdem streikt mein Appetit, Gott allein weiß, warum. Über unser anschließendes nächtliches Beisammensitzen an Bord lohnt es sich nicht, sich näher auszulassen, unsere Gespräche verlaufen alle in mehr oder minder großer Tiefe. Wilhard zaubert wieder diesen fantastischen Rum-Cocktail, für den wir eigens frische Minze eingekauft haben. Drei Gläser sind genug für mich. Johanna würdigt mich keines Blickes mehr, aber vielleicht bilde ich mir das alles auch nur ein. Sie meint zum Abschied nur, sie würde uns am letzten Abend noch einen Besuch abstatten, um mit uns essen zu gehen. Allein, ich glaube es nicht, weil ich mir denke, daß sie bestimmt jemanden aus der Heimat hier finden würde, obwohl die deutschen Männer, die in diesem Land Urlaub machen, ein anderes Schönheitsideal haben. Was bewegt eine junge, doch recht ansehnliche Frau dazu, sich alleine auf Achse zu begeben, sich mit Wildfremden auf einem Boot einzuquartieren, obwohl sie eigentlich nicht seefest und in den drei Tagen, an denen sie an Bord war, nur herumgelegen ist? Vielleicht steht da im Hintergrund die strenge Vaterfigur, die niemals bitte oder danke sagt. Ich hätte gerne Sex mit ihr gehabt, einfach nur ein Abenteuer, in einer schwachen Stunde hätte ich den Versuch gewagt, wenn sie mir dazu nur eine Gelegenheit geboten hätte, so wie meine Jugendgespielin, die sich stets dem hingab, der es am längsten bei ihr aushielt und bis in die frühen Morgenstunden wach blieb. Natürlich ist eine

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

Jacht, auf der alle Kojen doppelt vergeben sind, nicht der richtige Ort, um der Sinnlichkeit zu frönen, doch gibt es auch Spielarten, die sich dafür eignen. Küsse kann man in der Verschwiegenheit ohnehin fast überall austauschen. Selbst in der nächtlichen Stille einer Ankerbucht findet sich an Deck Gelegenheit, wo man seiner Leidenschaft freien Lauf lassen kann. Nur das Stöhnen sollte man tunlichst unterdrücken. Ein schützendes Handtuch muß man als Mann – wegen der Gefahr, entdeckt zu werden – ohnehin immer griffbereit haben. Falls niemand im Salon schläft, bietet die Dusche nachts eine Möglichkeit, wo man sich zu zweit einschließen kann. Für ein ausgedehntes und raffiniertes Liebesspiel ist das zwar nicht der richtige Ort, aber für kleinere Ausschweifungen reicht es. Und falls doch einmal jemand beharrlich an der Tür um Einlaß bittet, kann derjenige, der zuerst herauskommt, ja zur Entschuldigung sagen, es sei noch jemand drin. Natürlich geht anschließend jeder wieder in seine eigene Koje.

So also liegen die Dinge bei mir, als wir am nächsten Morgen – ohne Johanna – nach Ko Muk aufbrechen. Die Winde sind gut, so daß wir anfangs sogar ausgiebig segeln können, wenngleich die ständigen Wechsel zwischen Böe und Flaute doch sehr nervenaufreibend sind. Bei böigem Ostwind laufen wir also vor Ko Lanta ab, immer in Richtung Süden, um das Kap herum, wo wir schließlich unseren endgültigen Kurs aufnehmen. Weiter als bis Ko Muk wollen wir uns aber nicht vorwagen. Speziell ich möchte unbedingt dorthin, sonst wäre in mir eine offene Wunde nicht verheilt und ewige Sehnsucht geblieben. Daran merke ich, wie sehr ich doch Germane bin, die es ewig umtreibt, denn Ko Muk übertrifft urlaubsmäßig alles, was man

sich in der Andamanensee nur wünschen kann.

Hier gibt es einen natürlichen, halb unterirdischen Durchbruch von der äußeren Steilküste ins Inselinnere wie in einen Krater. Unser Skipper hat uns wie immer nicht viel im voraus verraten und lediglich angedeutet, hinüberschwimmen zu wollen. Vor der Steilküste, unweit der Höhle, werfen wir Anker, ziehen uns Flossen und Taucherbrille an und schnorcheln bis zum grottenartigen Eingang hinüber. Die Unterwasserwelt ist allerdings nicht besonders überzeugend, eher ist es das Hineinschwimmen in die Grotte, die zuerst grünlich schimmert, dann aber immer dunkler wird. Keiner von uns außer dem Skipper weiß, wie weit sich dieser Tunnel im stockdunkeln durch die Felswand gräbt, oder ob sich die Höhle verzweigt und mehrere Ausgänge hat. Als ich nichts mehr sehe, kehre ich um und schwimme zusammen mit Vera – Stefan ist an Bord geblieben – zum Schiff zurück. Minuten später kommt Ralf, von einem Schlauchboot gezogen und etwas aufgeregt ebenfalls herüber – nur Wilhard fehlt, was mir einen ganz schönen Schreck einjagt. Zuerst denke ich, er würde vermißt und habe sich vielleicht in der Höhle verirrt. Doch dann kommt alles ganz anders.

Plötzlich heißt es, daß wir mit unserem Dingi zuerst in die Grotte und dann durch den Tunnel ins Innere der Insel fahren wollen, und daß wir eine Taschenlampe mitnehmen sollen. Gesagt, getan! Einige trauen der Sache nicht und bleiben auf dem Boot. Nur wir drei Tapfersten, das sind Ralf, Vera und ich, wagen uns paddelnd und leuchtend in die Höhle hinein. Kurzzeitig wird es völlig dunkel und unheimlich. Doch dann plötzlich ein Schimmer von Licht auf der anderen Seite, und als der Skipper sagt: „Wir sind durch“, atmen wir erleichtert

DAS GIFT DER QUALLE

auf. Was sich nun vor unseren Augen auftut, versetzt uns mit einem Schlage ins Paradies. Rings um uns ragen steile Felswände senkrecht in die Höhe, die unsere fast kreisrunde, tiefgrüne Lagune hermetisch abriegeln. Tropische Gewächse ziehen sich die Felsen hinauf, und Lianen hängen herab. Vor uns im Wasser plantschen spielerisch und verführerisch zugleich einige blonde Badenixen, die von uns unbemerkt hereingekommen sein müssen oder sowieso fester Bestandteil des Paradieses sind. Wir kommen ob diesen Naturwundern aus dem Staunen nicht heraus und hören es, wie der fromme Muslim es ausdrücken würde, laut von innerer Stimme schallen: „Gott ist groß.“ So hat man sich jene Gärten, „durchheilt von Bächen“, vorzustellen, wo die Sinnlichkeit der einzige Zeitvertreib ist. Das Boot, welches uns gefolgt war, wird nun verabschiedet, letzte Fotos sind schnell gemacht. Wo es am schönsten ist, soll man nur kurz verweilen, weil sonst der positive Eindruck schnell wieder verwischt. Lieber ein flüchtiges Erlebnis wie dieses fest im Gehirn verankern, als von der Vergänglichkeit unserer Welt Eindrücke zu erhaschen, für die unsere Augen nicht geschaffen sind. Der kurze Augenblick des Glücks ist besser als der unendlich sich hinziehende Genuß – auf daß es uns die Götter nicht neiden. Als wir zum Boot zurückgekehrt sind, liegen dort schon frisch aufgeschnittene und mit Limonen beträufelte Melonen bereit, die, herrlich erfrischend, einen krönenden Abschluß unserer Rückkehr aus dem Paradies bilden. Zum An-Land-gehen müssen wir noch einen Teil der Insel unter Maschine ablaufen, bis wir unsere endgültige Ankerposition erreicht haben: ein weit nach draußen sich erstreckendes Flach.

Die Fahrt mit dem Dingi hinüber zum Strand läßt das Boot vollschwappen,

aber dennoch erreichen wir alle sicher unser Ziel. Der Landgang auf der noch ursprünglichen Insel hinterläßt tiefe Eindrücke, wie sich die einheimische Kultur durch unsere westlichen Einflüsse verändert hat. Überall liegen Unrat und Müll herum, die Segnungen unserer angeblich so überlegenen Zivilisation. Auf dem engen, geteerten Fußweg verkehren unentwegt Mopeds und erschweren das Fortkommen. Doch irgendwann erreichen wir schließlich unser Restaurant, welches uns den erlesensten Fisch serviert, mit dem wir seit Reiseantritt verköstigt wurden.

Abends sitzen wir noch lange draußen und diskutieren die ewig kontroversen Themen, die Menschen bewegen. Beim Genuß des Rotweins steigert sich die Streitsucht unserer geschiedenen OP-Schwester und mehrfachen Mutter mit immer neuen Seitenhieben gegen mich ins Unerträgliche. So hat sie selbst mit zwei oder drei Söhnen dazu beigetragen, daß wir nicht aussterben, vertritt aber andererseits die Meinung, daß es zu viele Menschen auf dem Planeten gibt. Mir macht sie zum Vorwurf, daß ich nur einen Sohn gezeugt hätte, ohne ihren Widerspruch zu bemerken. Und schließlich meint sie, daß wir Deutschen keine Angst davor zu haben bräuchten, daß wir aussterben, weil unser Bestand durch Türken, Griechen und Italiener fortlaufend ergänzt würde. Noch im ersten Halbsatz unterschied sie uns Deutsche von den Italienern und Griechen, aber schon im zweiten rechnet sie sie wieder dazu. Ich meine dazu nur, ob die deutsche Sprache denn mittlerweile so schwer geworden sei, daß nicht einmal mehr das Wort „wir“ korrekt verstanden wird. Wer soll denn schließlich mit „wir“ gemeint sein, wenn nicht die, die der Vorwurf trifft. Mit „wir“ können doch nur die gemeint sein, deren

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

Gene nicht mehr weitergegeben werden, und das sind gewiß nicht solche, die nicht auf diesem Schiff sind und keinen deutschen Namen haben.

Der Streit entbrennt um die zentrale Frage, daß die familiären Bindungen früher den Vorteil besaßen, daß sie funktioniert hätten (Ehe heißt ja schließlich auch Bund fürs Leben), was sie heute nicht mehr täten. Daraufhin wird Annette, die schon reichlich Wein in sich hineingekippt hat, sehr zornig und trägt eine Reihe von Einzelbeispielen vor, die dagegen sprächen, daß ein Mann allein eine Familie ernähren können soll. Ich belasse es dann dabei, daß es in erster Linie auf die Methoden ankommt, mit welchen man zu mehr Fortpflanzungserfolg käme: Emanzipation gehört meines Erachtens nicht dazu. Tatsache ist auch, daß Menschen, wenn sie nur ein wenig über die Zukunft ihrer Kinder nachdenken, nicht besonders viele davon haben werden, weil sie sich durch Ängste, auch vor materiellen Einbußen, davon abhalten lassen. Daß sie sich dadurch eines Teils ihres Glücks berauben, steht auf einem ganz anderen Blatt. Im übrigen sind Kinder und Familie für viele nur Statussymbole, die dem beruflichen oder gesellschaftlichen Erfolg dienen und darüber hinaus der persönlichen Eitelkeit schmeicheln, wie das Kämmen vor dem Spiegel, in dem wir uns selbst am meisten bewundern. Aber ich gebe schließlich nach, weil es eines Mannes unwürdig ist, sich mit einem zänkischen Weib herumzustreiten.

Wir Männer haben von Natur aus das Privileg, die Rechte der Frauen zu beschneiden, dieses aber durch Verrat aus den eigenen Reihen längst eingebüßt. Angestammte Rechte aber, die einmal verlorengegangen sind, kehren von selbst nicht wieder. Längst haben die Frauen den Männern den Rang abgelau-

fen, und aus den Männern wurden immer größere Waschlappen und Schlappschwänze. Es ist eine verkehrte Welt, in der wir leben, und dies zeigt sich insbesondere in der abnehmenden Fruchtbarkeit, die nichts anderes ist als eine Degeneration. Wilhard, der es wissen muß, nimmt dies anscheinend persönlich und wendet ein, er könne keine Degeneration bei seinen Kindern feststellen. Als ich dann noch meinen Trumpf ausspiele und behaupte, daß sich die heutige Familienpolitik nicht wesentlich von der der Nationalsozialisten unterscheide, die ebenfalls nicht Kinder genug kriegen konnten, und daß wir deswegen schon bald wieder ein Volk ohne Raum sein werden, habe ich endlich gewonnen, denn unumwunden räumt Wilhard ein: „Alles, was die Nationalsozialisten gemacht haben, war schlecht“, und daß sie stets nur an die niederen Instinkte appelliert hätten. „Und deswegen“, füge ich hinzu, „ist es auch schlecht, daß die heutigen Demokratien dies nachahmen.“ Nun bin ich von Wilhards Urteilsfähigkeit nicht gelinde überrascht und halte ihm vor, daß er doch in einem Jahr geboren sei, als alles schon vorbei war, und er somit nicht als Augenzeuge auftreten könne, zumal unsere Generation doch alles nur aus zweiter Hand vom Hörensagen kenne, d.h. daß wir zu einem objektiven Urteil gar nicht in der Lage seien. Ferner will ich ihm ein Zugeständnis entlocken, ob denn nicht ein Makel darin liegt, vor der Wahrheit die Augen zu verschließen, oder ob es gar eine neue Errungenschaft sei, die Freiheit der Andersdenkenden zu beschneiden. Und so endet unsere Diskussion ergebnislos. Keiner von uns beiden ist bereit, dem anderen auch nur ein Stück Boden abzutreten.

Am nächsten Morgen überspielen wir all die peinlichen Anfeindungen des Vorabends und tun so, als wäre nichts

DAS GIFT DER QUALLE

geschehen. Beim Frühstück stellen wir fest, daß erneut drei Laibe Brot, die mittlerweile verschimmelt sind, weggeworfen werden müssen. Auch einiges Gemüse kann nicht mehr gegessen werden, aber das soll für uns kein Anlaß sein, daß Lebensmittel nachgekauft werden müssen, denn es wird beschlossen, daß wir uns eben bescheiden werden. Schließlich hat alles seine Ursache darin, daß der Kühlschrank zu Törnbeginn keine Grundreinigung erfahren hat, sondern die frisch gekauften Lebensmittel einfach zu den alten, noch vorhandenen hinzugesellt wurden, so daß am Ende keiner mehr wußte, wie lange sie noch haltbar sind. Die für einen schnellen Verzehr stets dankbaren Eier sind längst aufgebraucht, die Marmeladen mit Margarine verunreinigt, das Obst überreif. Die hygienischen Standards liegen unter denen, die ich gewohnt bin, aber ich sage nichts, um nicht als jemand dazustehen, der sich nicht integrieren kann. Daher fasse ich Überbleibsel, die mich anekeln, einfach nicht an.

Den ganzen Tag über kommt kein Wind auf, der Wetterbericht hat leider Recht behalten. Ich selbst bin seglerisch längst auf meine Kosten gekommen, da ich ja den vorherigen Törn schon mitgemacht habe, und da sich die übrige Mannschaft ebenfalls nicht beklagt, kann man davon ausgehen, daß sie auch mit wenig Wind zufrieden ist. So laufen wir denn unter Maschine an Ko Lanta vorbei hinüber nach Ko Pu, wo wir vergangene Woche schon waren. Wir wollen an einem südlichen Punkt der Insel unseren Anker ausbringen. Leider hält er im Untergrund nicht, so daß es einiger Anläufe bedarf, bis er endlich greift. Das Dorf am Ufer ist wie schon das gestrige muslimisch geprägt, mit all den widrigen Lebensumständen, unter denen Menschen hier ausharren müssen.

Der nächste Morgen bringt erneut die erwartete Flaute, auch später kommt nur wenig Wind auf, so daß wir den ganzen Tag brauchen werden, um segelnd unser nächstes Ziel zu erreichen. Mit Kurs 320° steuern wir von Ko Pu aus die Inseln Ko Dam Hok und Ko Dam Khwan an, die uns schon von letzter Woche her bekannt sind. Leider ist die Sicht heute nicht so klar wie noch in der Vorwoche, so daß ich es als ein besonderes Geschenk ansehe, daß mir ein schönerer Anblick vergönnt war als der heutige. Mit etwa gleichem Kurs geht es weiter zur Badeinsel Ko Pak Bia, die wir als ein weiteres Kleinod in unsere Sammlung wunderschöner Inseln aufnehmen können. Herrlich grüne Vegetation, so ursprünglich, als rührte sie vom Tag der Schöpfung her, überwuchert schwarz eingefärbte, rötlich-schrille Kalksteinfelsen. Unterspülte Überhänge über türkisgrünem Wasser, von seichem Plätschern begleitet, umgeben jedes dieser paradisischen Eilande. Dazu erheitert die wohlthuend wärmende Sonne unser Gemüt, welches ob der Wunder dieser Erde aus dem Staunen nicht herauskommt, und der strahlend blaue Himmel läßt tief durchatmen. Grelle, gelb leuchtende Strände haben einen Haufen Erholungssuchender hierhergelockt, die sorgenfrei im Wasser watend die Härten dieser Welt wie die Menschen im Paradies nicht zu kennen scheinen.

Ich schwimme durch das seichte Wasser hinüber zur Nachbarinsel, die nur durch eine Untiefe von uns getrennt ist, wate nichtsahnend an Land, stolpere über scharfkantige Felsen und erreiche schließlich einen überschaubaren kiesigen Strand, den ich langen Schrittes entlanglaufe. Die spitzen Kiesel lassen mich bei jedem Auftreten mit einem stechenden Schmerz zusammenzucken. Plötzlich raschelt es links von mir im Ge-

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

büsch, und ehe ich es mich versehe, trottet, wenn auch noch etwas scheu, ein riesiger Waran, den ich aufgescheucht zu haben scheine, neben mir her. Dabei erschrecke ich selbst mehr als das Tier, weil ich mit einer so riesigen Echse auf diesem Eiland nicht gerechnet habe. Nicht einmal die Leguane auf den Galapagos-Inseln waren von solcher Größe. Der Skipper hätte uns das auch sagen oder uns davor warnen können, aber er erweist sich immer wieder als miserabler Kenner des Reviers. Ich überlege mir, ob ich das Tier nicht durch Steinwürfe vertreiben kann, falls es mich angreifen sollte, denn die Comodo-Warane können einem Menschen durchaus gefährlich werden. Zwar dürfte es sich bei diesem Tier um keinen Comodo-Waran handeln, aber die genannte Insel liegt dennoch nicht so weit weg von hier. Schließlich endet das Ganze aber harmlos. Ich kehre einfach um und gehe der Konfrontation aus dem Weg. Und schon höre ich Wilhard, der in einen Seeigel getreten ist, laut aufschreien. Während es bei mir nur der Schreck war, der mich ereilt hat, ist sein Zustand kritischer, denn die sieben Stacheln, die er sich eingetreten hat, müssen irgendwann entfernt werden. Zum Glück werfen die Wolken gerade ihren Schatten über uns, so daß wir uns vor Verbrennungen nicht zu fürchten brauchen. Mit dem Dingi kehren wir zurück zum Boot, holen den Anker auf und fahren weiter zur Insel Ko Kudu Noi, die malerisch von zwei Felssäulen umrahmt eine idyllische Ankerbucht darstellt, in die man allerdings nur mit einem Katamaran hineinfahren kann.

In der nächsten geschützten Bucht am anderen Ende der Insel lassen wir den Anker fallen, während über uns ein schon lange drohendes, tropisches Gewitter aufzieht. Kaum, daß wir unser Ankerbier getrunken haben, prasselt

auch schon der Regen hernieder, Blitze zucken, Weltuntergangsstimmung kommt auf. Einige unserer Luken sind nicht dicht, Wasser dringt ein. Noch vor kurzem tönten sie in den höchsten Tönen, es handele sich ja nur um die ersehnte Abkühlung, und jetzt, wo das prickelnde Naß allgegenwärtig in den Kajüten steht, stehen sie dem Problem hilflos gegenüber und beschwerten sich, daß alles feucht geworden sei. Dabei ist es schon Zeit fürs Abendessen geworden, und die, die zuvor noch große Sprüche klopfen, uns bekochen zu wollen, scheinen nun von der Einlösung ihres Versprechens nichts mehr wissen zu wollen. Es ist eine träge Crew, der ich da angehöre, langsam und behäbig, und ich habe den Glauben, daß die Zeiten für Segler irgendwann noch einmal besser werden könnten, mittlerweile verloren. Restaurants gibt es in der Umgebung nicht, kein Ausweg in Sicht, der sich anbieten würde. Wie gut wäre es im Zuge dieser Reise gewesen, die Büropfunde loszuwerden und ein bißchen abzunehmen, aber man muß mit den Wölfen heulen und ihren Alkoholkonsum mitmachen. Daß Alkohol aber auch Kalorien enthält, verstehen die wenigsten, und somit wird man in den allgemeinen gesellschaftlichen Sog hineingezogen.

Am nächsten Morgen, als das erste Licht in die Bucht fällt, treibt die Dünung fein verteilten Plastikmüll – wohl ein Relikt des gestrigen Sturms – an unserem sauber geglaubten Ankerplatz vorbei. Darüber geraten wir in Diskussionen, wie dem Problem in Zukunft am besten abzuhelpen sei. Wilhard ist der Meinung, daß ich meinen gegenwärtigen Job an den Nagel hängen solle, um mich voll der Umsetzung meiner Ideen zu widmen. Aber wer würde sich schon voller Gottvertrauen in die Unwägbarkeiten menschlicher Garantien einlas-

DAS GIFT DER QUALLE

sen? Er hat als Arzt und einer Priesterfamilie entstammend leicht reden und kann nicht verstehen, daß man Produkte, an deren Entwicklung man jahrelang maßgeblich beteiligt war, nicht mir nichts dir nichts aufgibt, auch wenn sie der Menschheit im Zweifelsfalle nicht zum Wohle gereichen. Was das Wohl der Menschheit allerdings sei, läßt er völlig offen. Er glaubt noch an das Gute im Menschen, eine Hoffnung, die andere längst aufgegeben haben. Wessen Weisheit sich am Ende bewahrheiten wird, muß sich erst noch herausstellen, wenngleich die Tendenz, daß das Schlechte die Oberhand gewinnen wird, sich schon jetzt abzeichnet. Durch bloßes Gutmenschentum ist niemandem gedient. Man darf nicht einfach das Glück kommender Generationen leichtfertig aufs Spiel setzen, indem man sich in unendlichen Hilfeleistungen für andere erschöpft. Nach den mehr oder minder fruchtlosen Diskussionen wenden wir uns wieder realen Problemen zu, anhand derer sich bereits abzeichnet, daß wir, weil wir erst sehr spät losgekommen sind, den Tag nicht mehr vollends ausschöpfen werden.

Entscheidend für das Gelingen unseres Vorhabens ist der Tidenstand, er allein bestimmt, wie weit wir uns in das unterirdische Höhlensystem, das zu befahren wir uns vorgenommen haben, vorwagen können. Das Wetter ist prächtig, die Hitze in dem Kessel, in dem wir liegen, unerträglich. Dabei wird uns schlagartig klar, daß es an diesem Ort keine längeren Schlechtwetterperioden geben kann.

Unsere Versorgungssituation ist enger geworden, weil viele Lebensmittel die tropischen Temperaturen nicht überdauert haben. Es gibt kein Brot mehr und keine Eier, statt dessen ist Müsli essen angesagt. Kaffee und Wasser haben wir hingegen noch reichlich an Bord.

Der Nordteil des südlichen Thailands ist voller landschaftlicher Reize, ein Fleckchen Erde, das würdig ist, als Kulisse für James-Bond-Filme dienen zu können. Hier wurde „Der Mann mit dem goldenen Colt“ gedreht, mit Roger Moore in der Hauptrolle. Vor diesem weltentrückten Hintergrund motoren wir bei spiegelglatter See hinüber nach Ko Phanak, dem letzten großen Höhepunkt dieser Reise. Die Insel übertrifft an Schönheit noch Ko Muk, wenngleich es immer wieder dieselben Karsterscheinungen sind, welche die Faszination dieser Gegend ausmachen, die sogenannten „Hongs“: Höhlen, welche Geologie und Meer gemeinsam geschaffen haben. Mit dem Schlauchboot sind wir schnell drüben unter den Steilwänden, vor denen sich bereits zahlreiche Touristenboote versammelt haben. Längst sind es überwiegend keine Deutschen mehr, nicht einmal mehr Europäer, die das Gros der Touristen ausmachen, denn in diese Rolle sind zunehmend Asiaten geschlüpft. Wenn erst ganz Asien dem Reisefieber verfallen ist, dann Gnade uns Gott, denn dann werden gewiß die Tage der letzten Paradiese auf Erden gezählt sein. Schon heute treibt ein riesiger Teppich von unverweslichem Plastikmüll auf dem Pazifischen Ozean, wo das Umweltbewußtsein der Anrainerstaaten noch nicht annähernd soweit gediehen ist wie in den „grünen“ Ländern Europas.

Die erste Grotte durchschreiten wir noch watenden Fußes, bis sich binnen kurzem, nach zwischenzeitlich völliger Dunkelheit, wieder Licht am anderen Ende des Tunnels zeigt. Smaragdgrün und lichtintensiv von der senkrecht einfallenden Sonne erwartet uns ein kleiner See, der von mehreren höchst malerischen, senkrecht herabstürzenden Felsen eingeschlossen ist. Mangroven ragen mit ihren Luftwurzeln wie Sterbende aus

EIN SEGELTÖRN IN DER ANDAMANENSEE

dem sandigen Boden, Lianen hängen wie Tote von den Steilwänden herab. Scharfkantiges, messerscharfes Gestein mahnt an das Gewaltsame, Urgewaltige der Schöpfung, die uns hier verräterisch-paradiesisch entgegentritt. Nie gesehene, übergroße tropische Schmetterlinge flattern allerorts umher, die wahrscheinlich nirgendwo sonst auf der Welt beheimatet sind. Ein Zirpen von Grillen überkommt den ganzen Kessel in periodischen Schüben, und in dem seichten, sich zurückziehenden Wasser tummeln sich Scharen kleiner Fische und Wasserflöhe. Diesmal sind es leider keine blonden Badenixen, die uns hier empfangen und durch ihren Liebreiz das Leben versüßen würden. Das Paradies hat viele Facetten, und nicht immer erschließt es sich sogleich, denn auch im Paradies kommt Unlust auf, wenn das Heil zu intensiv in die Seele eindringt. Man soll des Lustvollen bekanntlich nicht zuviel kosten, sonst kann Honig sich in Galle verwandeln. Der Hauch der Angst, daß die Flut allmählich ansteigt und uns die Rückkehr unmöglich macht, ist unser ständiger Begleiter, denn wir sind die letzten, die noch geblieben sind. Also waten wir durch den Lichttunnel wieder zurück ans Meer.

Und schon plant unser Skipper ein allerletztes Vorhaben, nämlich noch in eine weitere Höhle vorzudringen, aber dieses Mal mit dem Dingi. Mit beiden Paddeln stechend tasten wir uns, vorsichtig die Höhle ausleuchtend, durch den etwa 40 m langen wassergefüllten Kanal. Zu unserer Überraschung können wir aber am anderen Ende nirgends an Land gehen, denn die Lagune hat keine Ufer, sondern lediglich schlammigen Untergrund. Über die Untiefen langsam hinwegpaddelnd gelingt es uns nicht, irgendein sinnvolles Ziel anzusteuern. Da Mittagszeit ist, brennt die Sonne gar

unbarmherzig hernieder, und ich habe nichts dabei, mich dagegen zu schützen. Daher dränge ich die anderen, durch das ablaufende Wasser rechtzeitig wieder hinauszukommen, denn mit sinkendem Wasserstand wird auch die Durchfahrt enger und zunehmend schwieriger. Doch es gelingt uns auch dieses Mal, alle Probleme zu meistern. Damit ist auch unser Unternehmen endgültig vollbracht, denn von der Insel Ko Phanak sind es nur wenige Seemeilen zurück in den Hafen von Phuket. Ein letztes Bad in der herrlich blauen Phang-Nga-Bucht, und dann gehört auch dieser Spaß der Vergangenheit an und wir machen uns für das Einlaufen fein. Alle abschließenden Manöver gelingen reibungslos, ein letztes Anlegerbier wird getrunken.

Geraume Zeit, nachdem wir angelegt sind – ich traue meinen Augen kaum – taucht plötzlich Johanna am Steg auf, unsere reizende Mitseglerin, die uns vor drei Tagen verlassen hat, weil ihr an Bord dauernd unwohl war. Sie wird wohl Sehnsucht nach uns gehabt haben. Ehrlich gesagt, habe ich nicht geglaubt, daß wir sie je wiedersehen würden, aber nun ist sie da und erzählt uns, wie es ihr in den letzten Tagen ergangen ist. Aufregender als das, was wir erlebt haben, kann es aber wohl kaum gewesen sein, es sei denn, sie hätte jemanden kennengelernt. Auch an ihren Gewohnheiten hat sich nichts geändert: sie raucht, trinkt und scrollt wie süchtig auf ihrem Handy, und dabei hat sie coole Sprüche drauf. Sie hätte ein bißchen Abwechslung in unseren Urlaub bringen können, wenn es ihr nur ein wenig besser ergangen wäre. Eine Frau mit dreißig, attraktiv und finanziell unabhängig, aber ohne festen Freund und doch mit Kinderwunsch, ja, so etwas gibt, wenn die Midlife crisis heranrückt. Auf dem besten Wege, ihr eigenes Leben zu zerstören, wirkt ihre

DAS GIFT DER QUALLE

herablassende und wegwerfende Art wie das Gift einer Qualle auf mich, das lähmender nicht sein könnte.

Was ich in den letzten zwei Wochen in der Andamanensee erlebt habe, war eine Mischung aus Liebeshunger und selbstorganisiertem Chaos, ein Traum, bestehend aus üppig grün besetzten Felseilanden, die uns den Eindruck einer unwirklich paradiesisch anmutenden Welt vermittelten. Wie im Fluge schießen unsere Gedanken an uns vorbei, in Bildern wie von einer tieffliegenden Drohne gemacht, hinaus in neue Welten, um das Abenteuer einer immer schneller verlaufenden Zeit in berausenden Farben festzuhalten.